

Zeitschrift: Wohnen
Herausgeber: Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger
Band: 30 (1955)
Heft: 2

Rubrik: Die Seite der Frau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nicht Verbote, auch nicht die Furcht vor Strafe, sollten die Kinder abhalten, Unfug zu treiben und Schaden zu stiften. Vielmehr sollte es wachsende Einsicht sein, zu der ihnen vor allem genossenschaftliche Denkweise der Eltern verhelfen muß, dazu beizutragen, das gemeinsame Eigentum zu achten, die Genossenschaft vor Schaden und die Mitmieter vor Ärger und Verdruß zu bewahren.

Wir wissen, mit den Kindern kann man reden, sie haben auch Anspruch auf eine gewisse Geduld der Erwachsenen, denn schließlich müssen sie sich



in die Welt der heute erwachsenen einleben lernen. Falsch scheint uns aber, aus jedem kleinen Streich sofort eine große Sache zu machen. Falsch ist es nach unserer Erfahrung auch, die Kinder stets «anzupfeifen» und mit Strafen zu drohen. Auf diesem Wege erreicht man meist das Gegenteil. Allzu vieles «Anpfeifen» und Drohen nützt sich gerade bei den Kindern rasch ab.

Diese Betrachtungen, Anregungen und Hinweise sind Teil jahrelanger Beobachtungen und Erfahrungen, sind Resultat genossenschaftlicher Über-

legungen. Sie sind nicht mit erhobenem Zeigefinger geschrieben, aber auch nicht mit der Miene überheblicher Weisheit, sondern als Gespräch der Freundschaft und als Diskussion unter Menschen, die einem wichtigen Ziele dienen wollen, nämlich dem des friedlichen und glücklichen Wohnens, einer der wichtigsten Voraussetzungen für ein schönes und harmonisches Familienleben. Sie wollen helfen, Hindernisse zu beseitigen, die einem ersprießlichen und frohen Wohnen in genossenschaftlicher Gemeinschaft entgegenstehen können.

Es würde beinahe unnützem Tun gleichen, würden wir nur gemeinsam Häuser und Wohnungen bauen und das gewissermaßen als Hauptgrund unserer Tätigkeit bezeichnen. Wir wären keine Genossenschaft im echten Sinne des Wortes. Denn wahre Genossenschaftlichkeit will vor allem der Wohlfahrt des Menschen dienen. Der Mensch steht an erster Stelle, und alles Schaffen ums Materielle gilt dem Wohlergehen, dem materiellen, und vor allem dem geistigen Fortschritt des Menschen und der Familie. Dies ist die Grundlage jeder staatlichen Gemeinschaft. Genossenschaftlichkeit ist unseres Erachtens vor allem der richtige Unterbau, auf welchem in größerem Rahmen, in der Gemeinde, im Staate und zuletzt in der Welt, der echten Humanität und einem friedlichen Wettbewerb und Nebeneinandersein gedient werden kann.

DIE SEITE DER FRAU

Leiden und Freuden einer Genossenschafts-«Präsidentin»

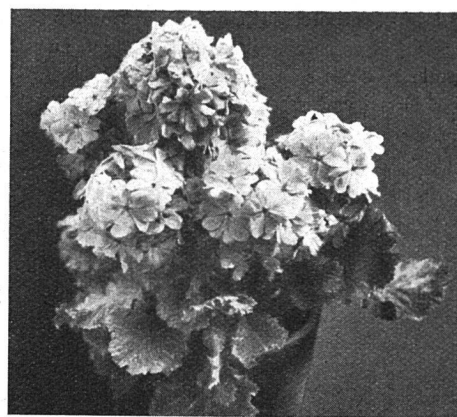
Natürlich war ich nicht die Präsidentin der Baugenossenschaft. Bestimmt gibt es keine (o doch, mindestens bei den «Berufstätigen Frauen». Die Red.) in der ganzen Schweiz. Nein, ich war selbstverständlich nur die Ehefrau des Präsidenten, als ich im «zarten» Alter von beiläufig 20 Jahren meinen Einzug in die Siedlung hielt. Der Himmel schien mir voller Geigen zu hängen. Ich freute mich riesig auf das kleine Haus, in dem wir nun wohnen sollten und worin ich als mehr oder weniger züchtige Hausfrau in Frieden und Freiheit zu walten gedachte. Was eine Baugenossenschaft ist, wußte ich so ungefähr, und daß mein Gatte als ihr Präsident amtierte, erfüllte mich mit großem Stolz. Für den Rest war ich völlig ahnungslos und unerfahren, wie man dies eben mit 20 Jahren üblicherweise ist.

Zu dem Übel meiner jugendlichen Unbeschwertheit — sie ist mir inzwischen leider längst abhanden gekommen — gesellte sich aber ein weiteres, noch viel gravierenderes: Ich war einfach ein wenig anders als meine lieben Nachbarinnen. Während sie in früher Morgenstund bereits wuchtig im Hause herumwerkten, lag ich noch selig in Morpheus' Armen und trank dann friedlich meinen Kaffee im Garten. Staubten sie ihr Haus jeden Tag heraus, so tat ich dies nur jeden zweiten. Wenn die Seuche der Frühlingsputzete losbrach, so wurde ich davon keineswegs angesteckt, sondern saß lesenderweise höchst geruhsam an der Sonne. Einmal ging es sogar so weit, daß ich, neben dem Stubenwagen mit unserem erstgeborenen Sohne darin sitzend, vergaß, das Mittagessen «obzutun». Derart hatte mich das Schicksal Martin Edens ergriffen. Ich vergoß salzige Tränen darob und versalzte nachher noch die verspätete Suppe.

Versuchte mir die eine Nachbarin damit zu imponieren, daß sie über 200 Gläser mit Obst sterilisiert habe und noch nicht ein einziges Mal im Garten auf der Bank gesessen sei, so erwiderte ich ihr völlig unbeeindruckt: «Mein Mann ißt so etwas überhaupt nicht, und somit hat es für mich gar keinen Zweck, zu sterilisieren.»

(Fortsetzung Seite 39)

Was wird aus den Festtags-Blumen und -Pflanzen?

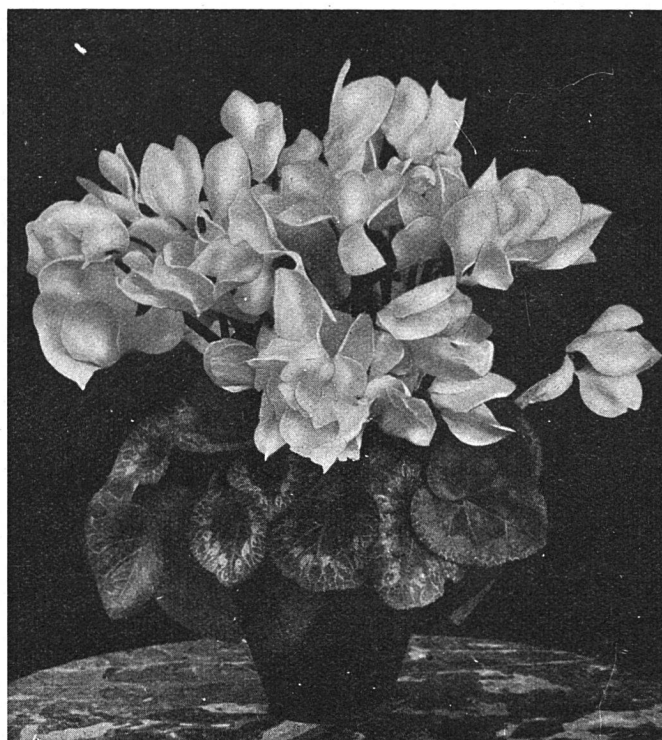


Fliegerprimel «Gruß von Wetzikon»
Cliché: Samenmüller, Zürich Photo: H. Bachmann, Zürich

Vielleicht haben auch Sie, verehrte Genossenschafterin, verehrter Genossenschafter, zum Jahresübergang einige Zimmerpflanzen geschenkt erhalten, die Sie vor das scheinbar fast unlösbare Problem stellen, wie die Geschenke möglichst lange am Leben gehalten werden können. Darf ich Ihnen mit einigen diesbezüglichen kurzen Ratschlägen beistehen?

Zykamen sind sehr viel geschenkt worden. Wenige stehen wahrscheinlich noch in der Pracht ihrer ersten Tage. Woher rührt das? Wenn die graziösen, farbintensiven Blüten verwelken, die Laubblätter vergilben und die in so reichlicher Zahl vorhandenen Blütenknospen faulen, stehen die Pflanzen sicherlich zu warm. Zykamen wollen wohl vor Frost geschützt sein, sie ertragen jedoch die geheizte Zimmerluft sehr schlecht. Über Nacht

Zykamen oder Persisches Alpenveilchen Cliché: Samenmüller, Zürich



zum mindesten soll man diese Pflanzen an einen kühlen Ort, etwa in die Küche, bringen. Mit dem Wassergeben ist eine gewisse Technik verbunden. Man gieße nie in die Knolle, sondern stets dem Topfrand entlang und vornehmlich morgens, damit die benetzten Pflanzenteile bald abtrocknen können. Auch das Entfernen verblühter Blumen und welker Laubblätter will geübt sein. Die Stiele werden mit einer kurzen, aber heftigen Bewegung ausgezupft, nicht aus- oder abgebrochen, derart, daß keine Stengelüberreste an der Pflanze haften bleiben, die ja doch nur faulen würden.

Eine geradezu diametral entgegengesetzte Behandlung wünschen die schmucken Lorraine- und die großblütigen Elatiorbegonien. Diese ertragen die Stubenwärme sehr gut, verlangen aber auch dementsprechend viel Wasser. Wachstumsstockungen, hervorgerufen durch kalte Zugluft und Trockenheit, beantworten sie öfters mit Mehltaubefall. Vorbeugen ist auch hier besser als heilen. Wir bestäuben die Pflanzen daher allwöchentlich leicht mit einem schwefel-kupferhaltigen Stäubemittel. Meistens sind die Blätter allerdings vom Gärtner schon mit einer pilzkeimtötenden Kupferlösung umgeben worden. Man erkennt dies an den bläulich-grünen Feldern auf den Laubblättern. In diesem Falle tragen wir dieser antiseptischen Schicht Sorge, indem wir die Blätter so wenig wie möglich berühren und benetzen. Auf Blattlausbefall halten wir ein wachsames Auge und bekämpfen diese Parasiten nötigenfalls mit einem Stäube- oder Spritzmittel auf Derrisbasis. Sogenannte kombinierte, auf pilzliche und tierische Parasiten wirkende Mittel sind in jeder Samenhandlung erhältlich. Lorrainebegonien sind, bei richtiger Pflege, sehr dankbare Blüher auf Monate hinaus. Elatiorbegonien hingegen werden den Wohnraum nicht ebensolang mit ihrer Schönheit ausfüllen.

Azaleen, seien es Büsche oder Stämmchen, verlangen sehr viel Wasser. Ihr Feuchtigkeitsbedürfnis ist dadurch zu erfahren, indem man das Holz hart über dem Wurzelballen auf Trockenheit kontrolliert. Ist diese Holzpartie noch feucht, hat die Pflanze noch genügend Feuchtigkeit, so daß mit dem Wassergeben dann zugewartet werden kann. So leid es einem tut, man muß sich mit der Erfahrungstatsache abfinden, daß man Azaleen in den seltensten Fällen zum zweiten Male zum Blühen bringen kann. Selbst der Gärtner nimmt sich diese Mühe kaum. Übergeben wir demnach die halbdürren Büsche der Kehrlichtabfuhr und freuen wir uns auf die nächste Festlichkeit!

Eine der lieblichsten Blütopfpflanzen, die uns zu Weihnachten geschenkt werden können, sind sicherlich die Fliederprimeln. Sie sind zu dieser Zeit noch ziemlich rar, was den Wert des Geschenkes bekanntlich nur erhöht. Auch hier muß recht vorsichtig Wasser gegeben werden, und man darf den Strahl ja nie ins Pflanzenherz fallen lassen. Fäulnis wäre davon die böse Folge. Wenn die Blüten verblassen, ist das ein untrügliches Zeichen, daß die Fliederprimeln zu warm stehen und zu wenig Licht genießen. Also: In ein kühleres Zimmer damit. Sie mögen sogar einen leichten Frost überstehen.

Getriebene, blühende Blumenzwiebeln läßt man in ihrer zauberhaften Prachtentfaltung auf sich einwirken und übergibt sie nach dem Verblühen dem Kehrlichtkübel. Man kann auch die Zwiebeln herausnehmen, trocknen lassen und nächsten Herbst in den eigenen Garten pflanzen. Dabei darf aber nicht erstaunen, daß sie nicht so schön blühen werden wie die Gartenzwiebeln. Die unnatürliche Treiberei hat sie zu sehr erschöpft.

Blattpflanzen und Farne sollen allgemein nicht zu warm stehen, auch wenn ihr Aussehen die tropische Herkunft vermuten läßt. Ein anfänglicher Wachstumsstillstand wird im Spätfrühling mit einem um so freudigeren Gedeihen belohnt. Dasselbe gilt sogar auch für Kakteen!

Sogenannte Pflanzenarrangements in Tonschalen kann man so belassen, wie sie gepflanzt worden sind, oder aber man zertrennt sie in einzelne Pflanzen und topft dieselben ein. In den meisten Fällen werden die Tonschalen nämlich vom Gärtner auf die Festtage hin bepflanzt, so daß die Pflanzen noch nicht angewachsen sind.

Wie man die kostbaren Schnittblumen behandelt, Rosen, Flieder, Nelken, Orchideen und dergleichen, wissen wir noch von den Sommersträußen her: Alle Tage das Wasser wechseln und jedesmal mit einem scharfen Messer ein wenig Stielende schräg wegschneiden. Flieder- und Zierkirschenstengel müssen zudem neu gespalten oder leicht gequetscht werden. Eine besondere Pflege erheischen die märchenhaft schönen roten Weihnachtssterne (Poinsettien). Hier muß das Verhärten des ausfließenden, klebrigen Milchsaftes durch das rasche Eintauchen der Schnittstelle in heißes Wasser oder das Betupfen mit glühender Asche (Kohle) verhindert werden, sonst ist es mit dieser exotisch anmutenden Pracht bald zu Ende.

Sollte Ihnen trotz der sorgfältigen Pflege die eine oder andere Pflanze dahinsiebeln oder gar sterben, lassen Sie sich durch diesen einen Mißerfolg nicht verdrießen und beschenken Sie sich bei nächster Gelegenheit selbst mit einem schönen Blümchen oder Pflänzchen. Denn Blumen und Pflanzen machen die Wohnung wohnlicher und das Zimmer heimlicher, sie gehören zur heutigen Wohnkultur! ba

(Fortsetzung von Seite 37)

Erst sehr viel später, als meine enorme Harmlosigkeit so ziemlich dahin war, erkannte ich, was für ein Stein des Anstoßes ich damals für meine Mitschwesterin gewesen war und was für seelische Leiden sie meinerwegen durchzumachen hatten. Kam jemand zu uns um Rat und Hilfe, was zu den unmöglichsten Tageszeiten noch und noch der Fall war, so gab ich mir Mühe, freundlich zu sein. Daß diese ewigen Störungen uns unangenehm sein könnten, interessierte niemand. An einem Morgen, ich hatte mich eben zur Toilette ins Badzimmer zurückgezogen, läutete das Telephon, das ich noch im Nachtgewande abnahm. Eine weibliche Stimme fragte mich: «Ist es eigentlich in der Genossenschaft erlaubt, Hunde zu züchten?» Als ich mich danach erkundigte, wer denn eigentlich am Telephon spreche, erwiderte die Betreffende, sie getraue sich nicht, es zu sagen aus Angst vor der bewußten hundezüchtenden Nachbarin, die halt ein Roß sei. Die jungen Hunde machten einen derartigen Lärm, sie könne es nicht mehr aushalten. Ich beruhigte die aufgeregte Genossenschafterin und erklärte ihr, Hundezucht sei nicht zugelassen, und ich würde ihre Beschwerde weiterleiten. Nachdem ich meinen Waschlapfen wieder ergriffen hatte, läutete wieder das Telephon. Eine weitere Nachbarin erkundigte sich mit genau denselben Worten, wie es mit der Hundezucht in der Genossenschaft stehe. Geduldig gab ich nochmals dieselbe Deklaration von mir, rief dann aber sofort den Gatten an und machte ihn darauf aufmerksam, daß ich am Mittag weder gewaschen noch angezogen sein werde, wenn dies so weitergehe.

Eine Genugtuung aber wurde mir doch noch zuteil, wenn auch reichlich spät. Nachdem wir unsere «Zelte» in der Siedlung abgebrochen hatten, weil sie für die Familie zu klein geworden waren, entdeckten meine Mitbewohnerinnen doch auch noch einige positive Eigenschaften an meiner Wenigkeit. Vermutlich durch neue andere Erfahrungen gewitzigt, merkten sie plötzlich, daß ich mich nie in ihre Angelegenheiten und in diejenigen der Genossenschaft eingemischt hatte und daß dies eigentlich nicht so übel gewesen sei. Dieses bescheidene Lob tat mir wohl bis in die Fußzehen aben. Barbara

Schnapschüsse von einer Wohnausstellung

Die Besucher drängten sich in langen Schlangen durch die modern aufgeteilten Ausstellungsräume im neu erschlossenen Wohngebiet, wobei ein aufmerksamer Zuhörer allerlei aufschnappen konnte. Da waren die vielen, vielen jungen Pärchen, die Nutzenwendungen für das eigene, neue Nest erwarteten. Aber auch ältere Ehepaare tauschten ernsthaft abwägend ihre Eindrücke über die Aufteilung und Größe der Räume, ihre Zweckmäßigkeit und ihre so neumodische Nüchternheit.

Es war außerordentlich interessant, wie die meisten jungen Männer das Neue auf sich wirken ließen und fast durchweg bejahten, während nur wenige Töchter sich zu einem

aner kennenden «Toll» oder «Rassig» aufschwangen. Ja, hin und wieder gab es sogar Schmolzmäulchen bei den jungen Bräutchen, die die Wohnungen und die einfachen, geschmackvollen Einrichtungen als zu simpel und etwas pauvre fanden.

Da war ein junges, schwarzhaariges, ganz modernes Jüngferchen, das mit immer länger werdendem Gesichtchen ihrem Liebsten vorjammerte: «Nei, nei Gerd, deich au. Das si doch kei Chammere. Deich, wo giengti ou hi mit mim Trouseau?»

Hart daneben stand ein blutjunges Pärchen. Beide fanden sogar die Einzimmerwohnung mächtig und die Einrichtung gerade das, was man für den Anfang haben sollte und sich, mit ein bißchen Sparen, in kurzer Zeit vielleicht schon leisten könne.

Einige fanden die Raumgestaltung rassig, einzig, während andere versuchten, was alles man mit dem Vorhandenen machen oder anders machen könnte. Viel Bewunderung, aber auch Ablehnung fand die Bücherwand vom «Hobel». Aber auch die Kästen, Betten, Sitzgelegenheiten fanden ihre Freunde und Gegner. Noch weiter auseinander klapften die Auffassungen über den modernen Wandschmuck und die breite Fensterseite, durch die man ja, wie ein überängstliches Mädchen sich zu ihrem Verlobten äußerte, von weiß wo einem in die Stube sehen kann. «Schau Hans, es hat ja nicht einmal Rolläden oder Storen, die man am Abend schließen könnte, um sich von draußen abzuschließen und ein bißchen für sich zu sein.» «Wo und wie brächten wir unsere Möbel unter?», jammerte eine junge Frau. «Man brächte sie ja nicht einmal in die Wohnung. Die Türen sind ja viel zu schmall!» «Ja, und das Buffet? Schau Schatz, da hat ja nicht einmal ein richtiges Buffet Platz. Und wo ein Kasten für meine Bettwäsche? Oder hast du dir etwa vorgestellt, ich verkaufe das Buffet und lasse mir dann so ein modernes Schränkchen aufschwätzen? Wo, sage mir einmal,

wo sollte ich dann die Services und das Silber unterbringen? Die Wandkästen reichen ja nicht einmal für unsere Kleider und die Wäsche.»

Ganz interessant waren aber auch die Äußerungen älterer Frauen, die alles zu eng empfanden und die Einrichtungen so gar nicht dem entsprechend, was man als Aussteuer einst in die Ehe brachte.

Einige Zeit stand ich eingepfercht zwischen zwei Frauen, die sich gegenseitig zu überzeugen suchten, daß die eigenen Möbel all diese nüchternen Räume wohnlicher machten und vielleicht genau so heimelig wie die altgewohnten Stuben und Schlafräume. Eine von ihnen machte im engen Korridor noch einmal kehrt und stemmte sich allem Geknurr der übrigen Besucher zum Trotz in den Türrahmen ins Wohnzimmer, schüttelte zweifelnd den Kopf und meinte dann, sie müsse wahrscheinlich doch verschiedenes verkaufen und neue, weniger umfangreiche und mehreren Zwecken dienende Möbel anschaffen. «Und offen gestanden, je länger ich mir die neuen Sachen ansehe, muß ich zugeben, sie haben etwas an sich oder in sich, womit man sich befreunden und sicher seine Freude daran haben kann. Weißt du, man muß die Dinge nur im rechten Licht und vom richtigen Standpunkte aus betrachten.»

«Blöde Gans!» knurrte ein alter Dicker, «und so etwas möchte das Stimmrecht», und schon hatte er die Frau mit seinen breiten Schultern durch den halben Gang gestemmt, stellte sich dann in ganzer Breite in den Türrahmen und spöttelte: «Ja, die paar Bretter und Lumpen haben es in sich! Die Donnersaffen! Auf einem solchen Schragen kann man nicht einmal sein Mittagsschläfchen machen, geschweige denn seine zehn Nachtstunden darauf liegen. Aber eben, heute braucht man ja kein Bett mehr, wer hat noch Zeit zum Liegen und Ausruhen?»

Emmy Klein

AUS DEM VERBANDE

Abschied von Eugen Nettgens

Am 27. Januar nahm im Krematorium Zürich eine große Trauergemeinde Abschied von Eugen Nettgens, welcher nach längerer, hartnäckiger Krankheit im 60. Altersjahr verstorben war. Die Gemeinnützige Baugenossenschaft Limmattal beklagt den Verlust ihres Mitgründers und früheren langjährigen Präsidenten. Der Verstorbene war Bürger von Zürich und Richterswil und wohnte seit anfangs der zwanziger Jahre in Albisrieden. Er verspürte die Wohnungsknappheit nach dem ersten Weltkriege am eigenen Leibe. Als im Jahre 1929 in Albisrieden der Gedanke zur Gründung einer gemeinnützigen Baugenossenschaft Gestalt annahm, war es Eugen Nettgens, der diese Idee tatkräftig förderte, im Bewußtsein, einer guten Sache zu dienen. Nachdem er sich schon früher als Präsident des Turnvereins und als Kassier der Krankenfürsorge erfolgreich betätigt hatte, waren seine Schaffensfreude und sein ausgesprochenes Organisationstalent bekannt, und die Gründungsversammlung der Gemeinnützigen Baugenossenschaft Limmattal wählte ihn am 11. September 1929 zum Präsidenten. Er widmete sich restlos und uneigennützig der ihm übertragenen Aufgabe, in der Erkenntnis, daß die Erstellung möglichst vieler Wohnungen auf gemeinnütziger, genossenschaftlicher Grundlage von absoluter Notwendigkeit sei. Eugen Nettgens legte stets großen Wert auf gute, kollegiale Zusammenarbeit im Vorstand. So war es möglich, Ende 1930 bereits die erste Etappe mit 50 Wohnungen zum Bezuge freizugeben. Die GBL erstellte während der Präsidialtätigkeit von Eugen Nettgens 6 Bauetappen mit 307 Wohnungen. Im Jahre 1943 wurde er in die

Städtische Wohnbaukommission berufen und wirkte in dieser Institution während fast zehn Jahren mit. Auch an den Veranstaltungen des Verbandes für Wohnungs-

